

englischen Goldküste und Salaga. Die Constatirung dieser Thatsache ist für den deutschen Handel von grosser Wichtigkeit, wenn dieser in dem vielversprechenden Gebiete mit den Engländern zu concurriren beabsichtigen sollte.

Die Verhältnisse liegen in der Togo-Colonie in handelspolitischer Beziehung insoferne günstig, als es geglückt ist, die Station im Rücken derjenigen Volksstämme anzulegen, welche den directen Handel zwischen der Küste und dem Innern durch List und Gewalt zu verhindern suchten. Bismarckburg sichert in Folge seiner günstigen geographischen Lage dem deutschen Handel ebensowohl eine gute Verkehrsstrasse nach Salaga als auch nach Fasuga und weiter nach Nordosten.

Die Grenzverhältnisse der Togo-Colonie nach Westen sind noch nicht festgestellt und die Ansprüche der Engländer und Deutschen collidiren an mannigfachen Punkten, während nach Osten hin, gegen die französische Besitzung, die Grenze längst regulirt ist.

Wirtschaftlich ist das deutsche Togo-Gebiet Jahr für Jahr vorwärts gegangen. Der Handelsumsatz, namentlich in dem dicht an der englischen Grenze gelegenen Lome, ist in fortwährendem Steigen begriffen und beläuft sich auf weit über sieben Millionen Mark, von welchen für das laufende Jahr an Zöllen gegen neunzigtausend Mark einkommen, durch welche die Verwaltungskosten vollauf gedeckt werden. Durch den Aufschwung des Handels haben sich drei neue Firmen veranlasst gesehen, ihr Geschäft in der Colonie aufzuschlagen. Das Aufblühen des Handels in Lome ist dem Umstande zu danken, dass die Engländer höhere Zölle erheben, und dass die Eingeborenen deshalb weither aus dem Innern von englischer Seite nach Lome gehen, weil sie dort billiger kaufen. Darunter leidet der englische Handel allerdings. Der Grund dafür liegt einerseits darin, dass sie höhere Zölle haben, andererseits, dass gar keine natürliche Grenze vorhanden ist.

Nicht nur mit Bezug auf den Handel ist Togo in einen neuen Abschnitt der Entwicklung getreten, sondern man hat auch begonnen, Plantagenbau zu betreiben. Ausser einer kaufmännischen Firma, welche kürzlich eine kleine Cocospflanzung an der See angelegt hat, arbeitet die „Deutsche Togo-Gesellschaft“, als Plantagen-Gesellschaft im Innern und will für umfassende Verkehrsmittel und Schiffbarmachung der kleinen Küstenflüsse sorgen. Gebaut wird dort Baumwolle, Tabak, Ricinus und Kaffee.

(Schluss folgt.)

DIE SYMBOLISCHE ROSE IN DEN NORDAFRIKANISCHEN RELIGIÖSEN ORDEN.

Wollte man eine Liste aller jener falschen Begriffe und irrigen Angaben anlegen, die noch heute über muhammedanische Dinge im Umlauf sind, so erhielte man wahrlich ein stattliches Verzeichniss von Missverständnissen. Populäre Darstellungen und Reiserwerke sind die vermittelnden Organe solcher Irrthümer, über welche die Kritik fachkun-

diger Orientalisten nicht die nothwendige Controle übt. Durch dilettantische Führer irregeleitet, wird z. B. noch heute in den weitesten Kreisen die grundfalsche Anschauung verbreitet, dass der Unterschied zwischen den beiden grossen Abtheilungen des Islam, zwischen Sunniten und Schiiten darin bestehe, dass diese blos den Koran als Autorität anerkennen, während jene ausser diesem geoffenbarten Religionsbuch noch die Sunna als Quelle des religiösen Verhaltens und Glaubens betrachten.¹⁾

Viele solcher falschen Angaben sind durch *Reland's* und *Mouradgea d'Ohsson's* für ihre Zeit denkwürdige Arbeiten aus der Welt geschafft worden. Man spricht nicht mehr von Muhammed's Grab in Mekka als Zielpunkt der muslimischen Wallfahrten; die Fabel von den magnetischen Wänden der Ka'ba ist längst aus dem Verkehr geschwunden; die Türkenbücher und Reisebeschreibungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts sind voll davon. Die in früheren Jahrhunderten allgemein verbreitete Anschauung, dass jeder Jude, der Muhammedaner werden will, zuerst mittelst regelrechter Taufe durch den christlichen Glauben hindurchgehen muss, weil der Islam auch die Anerkennung Jesu's voraussetzt — ist wohl gleichfalls aus dem Wege geräumt. Martinus Baumgartner von Breitenbach (1507) ist gewiss nicht der Letzte, der dieser Fabel Glauben schenkte.²⁾

Lange hafteten falsche *Wortklärungen*. Es wäre nicht ohne Interesse, die Geschichte, Leben und Sterben solcher Irrthümer zu verfolgen. Von einem Buch in's andere ging, um ein Beispiel aus diesem grossen Kreise anzuführen, die uns heute so sonderbar anmuthende Angabe, dass die Muhammedaner ihre Geistlichen *Talisman* nennen. Darüber, was man unter Talisman zu verstehen habe, sind die verschiedenen Verfasser nicht einig. *Martin Crusius*³⁾ citirt bereits nach einer ältern Autorität, Genfraeus, dass man die türkischen Priester Talismanlar nenne; dasselbe lehrt auch *Ricaut* an mehreren Stellen seines noch heute interessanten Buches über muhammedanische Dinge, zu dessen religiösen Abschnitten er sich seine Informationen von einem unter Türken erzogenen Polen holte. „Besagter Polack hiess Albertus Bohonius, und muss ich bekennen, dass ich das meiste, so ich in diesem Buche angemerckt, von ihm herhabe.“⁴⁾ Der böhmische *Freiherr v. Wratislaw*, der im Jahre 1591 dem Gesandten des Kaisers Rudolf II. am Hofe des Sultans Murad III., Friedrich Kreywitz, attachirt war, nennt die Minaretrüfer barttäckig *Talisman*⁵⁾, und dieselbe Bedeutung gibt diesem Worte *Johann Ulrich Wallich* aus Weimar: „Diese Ausruffer —

¹⁾ So lehrt noch merkwürdigerweise der Professor des Islam an der Pariser „Ecole des hautes-études“ in seiner Antrittsvorlesung, Hartw. Derenbourg, *La science des religions et l'Islamisme* (Paris, Leroux 1886), p. 76.

²⁾ *peregrinatio in Aegyptum, Arabiam, Palaestinam et Syriam*, edid. M. Christ. Donaverius (Nürnberg 1594), p. 122: Nam si quis Judaens fidem suam (nämlich des Muhammedaners) amplecti vellet, non prius admittitur donec Christiani more baptizatus.

³⁾ *Turcograeciae libri octo*. Basil. 1584 in fol., p. 67.

⁴⁾ *Die Neu-eröffnete Otomanische Pforten*. (Deutsche Uebersetzung.) Augsburg 1691. Bd. 1, p. 98a.

⁵⁾ *Des Freiherrn von Wratislaw merkwürdige Gesandtschaftsreise von Wien nach Konstantinopel*. (Aus dem Böhmischen übersetzt.) Leipzig 1787, p. 34.

sagt der Thüringer⁶⁾ — werden genennet Talisman oder Mesin. Wenn etwa diese an dem Abrufen verhindert werden, können an deren statt es wohl die jüngere Studenten verrichten, so sich desswegen zu den Kirchen begeben und darinnen exerciren.“ Desgleichen meint der eifrige Agitator Bartholomäus Georgivits, dessen Flugschriften gegen die Türken gewürdigt wurden, im lateinischen Original in Theodor Bibliander's bekanntes Sammelwerk⁷⁾ aufgenommen zu werden, woraus dann einiges „von einem Thüringer aus dem Lateinischen in's Hochdeutsche gezogen“ wurde⁸⁾: „Sacerdotis vero illorum lingua *Talismanlar* vocati“ und der Franzose Villamont:⁹⁾ „Il faut que le *saint ou Talisman* (qui est leur Prestre ou Curé) vienne pour consoler le malade et lui représenter l'état de son salut“. Auch der Sachse Wilhelm Burchard, der in der Mitte des XVII. Jahrhunderts in der Türkei verkehrte,¹⁰⁾ schreibt in seinem siebenten Capitel: „Die Priester, so auff ihre Sprach *Talismanlar* heissen, haben einen geringen Unterschied vom gemeinen Volk“. Von den Mu'eddins spricht er in einem frühern Capitel besonders, von den Schulmeistern in einem spätern, und es darf beiläufig hervorgehoben werden, dass er sich bei dieser Gelegenheit zu der Bemerkung veranlasst findet: „Man hält die Schulmeister in Türckey sehr wehrt und thun kein Überlast, lassen auch nicht geschehen, dass ihnen ein einzig Leid wiederfahre, worinnen sie uns Teutschen heftig beschämen, als da viele gar Fusschemel aus ihren Schuldienern machen und alles Hertzleid den armen Leuten zufügen.“

Die Verbreitung völlig aus der Luft gegriffener oder auf argem Missverständniss beruhender sprachlicher und sachlicher Angaben über muhammedanische Verhältnisse hat aber auch angesichts der Vertiefung unserer modernen Kenntnisse nicht aufgehört, die populären Berichte über den Orient zu verunstalten. Aus einer grossen Reihe von Beispielen, die sich jedem Fachmanne darbietet, der es nicht verschmäht, die Reiseliteratur mit einiger Aufmerksamkeit zu verfolgen, möchte ich hier ein charakteristisches Detail hervorheben, das mir durch ein vor nicht langer Zeit erschienenenes populäres Buch über Algier wieder nahegeführt worden ist. In der Reihe populärer ethnographischer Werke über den Orient, welche in Paris bei *E. Plon* erscheinen, ist Algier durch ein Buch des *Dr. Bernard* vertreten. Im Capitel über die geheimen Bruderschaften (*Khouân*) in Nordafrika wird uns hier zum so und so vielen Male folgende Mär erzählt: „Il n'y a peut-être un musulman du nord de l'Afrique

qui, selon l'expression consacrée n'ait pris la rose de l'une de ces pieuses et politiques confréries“, und weiter nochmals: „La province d'Alger prend volontiers la rose de Sidi Abd el Kader etc.“¹¹⁾

Also „die Rose nehmen“ ist der geheiligte Ausdruck für den Begriff: in einen religiösen Geheimbund initiirt werden. Bernard ist nicht der Entdecker dieser Definition, denn wie eine ewige Krankheit erbt sie sich von Buch zu Buch und darum wird es wohl nicht als überflüssig erscheinen, auf dieselbe eingehender hinzuweisen; vielleicht gelingt es, der allenthalben verbreiteten unsinnigen Behauptung endlich ein Ende zu bereiten. Wir müssen da freilich den touristischen Schriftstellern einen Schnitzer zu Gute halten; denn, ohne dass sie sich dessen bewusst sind, könnten sie sich für das „Nehmen der Rose“ auf ein wissenschaftliches Specialwerk über nordafrikanische Culturverhältnisse berufen, auf kein geringeres nämlich, als auf das *Hanoteau-Lelourneux'sche* Werk über die Kabylen und ihre Sitte. In demselben wird uns die Rosenerklärung mit der höchst auffallenden Bemerkung vorgeführt: „Au moins c'est ainsi que l'entendent les musulmans.“¹²⁾ Da dürfen wir uns dann nicht verwundern, wenn in einem populären Werke über Marokko, in welchem uns unter Anderem die nicht wenig sonderbare Befehlung geboten wird: Verlangt man nach einem arabischen Buche, so sehen uns die Leute erstaunt an und sagen: „In Fez habe niemand ein Buch, es möge wohl der Eine oder der Andere eins besessen haben, in welche Hände es aber mit der Zeit gelangt, sei unbekannt“ — wenn, sagen wir, in demselben Buche die „Rose“ der nordafrikanischen Geheimbünde als ausgemachte Thatsache hingenommen und den Lesern weitergegeben wird: „In einen Orden eintreten — so lesen wir da kategorisch — heisst die Rose nehmen.“¹³⁾ Wie kommt aber die Rose dazu, diese Rolle in den Geheimbünden des Islam zu spielen? Darauf hat uns früher schon Herr Pfarrer *Bernhard Schwarz* recht gründlich geantwortet: „In einen Orden eintreten — so sagt auch er — heisst „die Rose nehmen“. Bekanntlich war diese Blume schon im ältesten Asien ein verbreitetes Symbol, bei den Christen Sinnbild des Martyriums und im Mittelalter so wie heute noch ein Zeichen für manche Geheimbünde.“¹⁴⁾

So wäre denn nun auch der Zusammenhang in symbolischer Weise hergestellt. Aber vergeblich! Wir müssen auf die Rose in diesem Kreise verzichten, so schwer es uns auch wird, den Duft der Rose mit einer dumpfen Litanei zu vertauschen. „Wird“, so nennen die Muhammedaner zunächst eine Partie des Korans, die sie als andächtige Uebung: zu einer gewissen Tageszeit regelmässig recitiren; dann nennt man auch mit diesem Wort eine Art Litanei, welche religiöse Bruderschaften während

⁶⁾ *Religio turcica et Mahometis Vita. Das ist: Kurtze, wahrhoffte gründ- und eigentliche Beschreibung Türkischer Religion, Wie auch Leben, Wandel und Tod des Arabischen falschen Propheten Mahometis.* Abgefasset, beschrieben und in Teutscher Sprache herausgegeben (o. O. 1604), p. 25.

⁷⁾ Bd. III, p. 183.

⁸⁾ *Türcken-Büchlein* Bartholomei Georgi V. ts Einen Ungern, welcher 13 Jahr bei den Türcken gefangen gewesen. Von der Türcken Gebräuchen und Gewohnheiten etc. etc. Nürnberg 1664.

⁹⁾ *Les Voyages du Seigneur de Villamont, Chevalier, de l'Ordre de Hierusalem, gentilhomme ordinaire de la Chambre du Roy* (Lyon 1606), p. 301.

¹⁰⁾ *Eines in die 19 Jahr von Türcken gefangen gewesenenen Sachsen auff's neu eröffnete Türckey* (1. Ausg. 1658, 2. Ausg. 1681. Magdeburg).

¹¹⁾ *L'Algérie qui s'en va* (Paris 1887), p. 349, 350.

¹²⁾ *La Kabylie et les coutumes Kabyles* (Paris 1873), Ed. II, p. 98, Anm. 2.

¹³⁾ Edm. de Amicis: *Marokko*, (Nach dem Italienischen frei bearbeitet, 1883), p. 144, 235.

¹⁴⁾ *Algérie*. (Leipzig 1851), p. 391.

ihrer regelmässigen Vereinigung gemeinschaftlich hersagen. Unter dem Namen „dhikr“ sind diese andächtigen Uebungen besser bekannt. Die einzelnen Derwisch-Körperschaften haben ihre Eigenthümlichkeiten hinsichtlich der Zeit und Art dieser Recitationen. Um daher die religiösen Uebungen einer solchen Körperschaft mitmachen zu können, muss man in die Eigenthümlichkeit ihres „Wird“ eingeweiht sein, und die Bekanntmachung mit dem Wird eines Ordens ist demnach eine nothwendige Vorbedingung der Zugehörigkeit zu demselben. Wenn man nun sagen will: „Jemand ist in den Orden X eingetreten“, so drückt man dies so aus: „er hat den Wird dieses Ordens empfangen“.

Mit diesem Wird haben nun die Schriftsteller, die wir oben anführten, sowie jene, denen sie gefolgt sind, das graphisch identische und lautlich ähnliche Wird verwechselt; dies bedeutet Rose und so ist wohl zu allererst die Rose als symbolisches Zeichen der Initiation in einen mohammedanischen Orden (merkwürdigerweise aber nur mit Bezug auf Nordafrika) entstanden.

Budapest.

Dr. Ign. Goldziher.

MUSIK UND TANZ IN OSTASIEN.

Es dürfte kaum einem Zweifel begegnen, dass der Ursprung aller Musik in der Biegsamkeit der menschlichen Stimme wurzelt, dass mit anderen Worten *Gesang* die ursprünglichste Musik gewesen ist. Ermöglicht wird diese Biegsamkeit der Stimme durch die aufrechte Körperhaltung, worauf schon der Gesang der Vögel hinweist. Aber auch unter jenem Affengeschlechte, welches dem menschenähnlichen Affen der Vorzeit am nächsten steht, beim Gibbon, finden sich Arten, die mit dem aufrechten Gange eine solche Gewalt über die Kehlkopfmuskeln vereinen, dass sie die Tonleiter für das Ohr musikalischer Beobachter richtig singen können. Dies ist beim *Hylobates agilis* der Fall. Die Intervalle der von diesem anthropoiden Affen ausgestossenen sehr musikalischen Töne liegen um einen halben Ton auseinander und die von ihm auf- und abwärts gesungene Scala umfasst eine Octave. So sind denn Anlage und Befähigung zum Singen ein Gemeingut aller Menschen, und in der That ist die Neigung für Vocalmusik fast bei allen Völkern und Stämmen, wenn auch in recht verschiedenem Masse vorhanden. Nicht selten äussert sie sich in ganz roher Weise, ohne Rücksicht auf das, was wir Harmonie nennen, die erst als Angebinde eines verfeinerten Geschmackes sich kundgibt. Schon auf sehr niedrigen Gesittungsstufen nehmen wir Versuche wahr, Töne künstlich zu erzeugen, die ersten Spuren der Instrumentalmusik, wenn man sich so ausdrücken darf. Die Südseeinsulaner, wie die Neger Innerafrikas, haben alle schon mehr oder weniger sinnreiche Instrumente erdacht, welchen sie in der verschiedensten Art Töne zu entlocken verstehen.

Im Allgemeinen darf man alle diese musikalischen Instrumente in die drei grossen Gruppen der Schlag-, Blas- und Saiteninstrumente theilen, die ja auch unserem eigenen, hoch ausgebildeten Orchester zu Grunde liegen. Die einfachsten und zugleich unbeholfensten unter ihnen sind zweifelsohne die Schlaginstrumente, welche nur eine sehr beschränkte Anzahl von Tönen hervorzubringen vermögen, daher auch hauptsächlich bei den niedrigen Völkerstämmen verbreitet sind. In Afrika spielt die Trommel mit ihren Verwandten eine gewaltige Rolle, hat sich aber auch in höhere Culturkreise gerettet. Uebrigens sind die Schlaginstrumente je nach dem zu deren Herstellung verwendeten Stoffe einer ansehnlichen Vervollkommnung fähig. Zwischen der hölzernen Negertrommel und dem metallenen Gong Ostasiens ist ein bedeutender Unterschied.

Es bezeichnet allemal eine höhere Entwicklungsstufe, wenn Vocal- und Instrumentalmusik sich mit einander zu verbinden beginnen, wenn der Gesang nach Begleitung verlangt, ganz abgesehen von dem musikalischen Werthe beider. Auf dieser Stufe treffen wir die Nationen Ostasiens, die ja in der That auch einer alten, eigenartigen Gesittung sich rühmen dürfen. Die Musik der *Japaner* hat F. Kallenberg seinerzeit in diesen Spalten geschildert.¹⁾ Darnach bilden dreisaitige Gitarren, *Samsing*, nach J. Rein *Samisen* genannt, nebst kleinen Tarabukken oder Trommeln, die verschieden gestimmt sind, aber mit dem Klang der Gitarren harmoniren, die Hauptinstrumente. Professor Rein nennt ausserdem noch die dreizehnsaitige *Koto*, eine Art Zither, welche liegend gespielt wird. Ihre Töne sind viel harmonischer, wohlklingender als jene des Samisen, doch ist ihr Spiel ungleich schwieriger. Die *Binwa*, eine Mandoline mit vier Saiten, wird meist von Greisen gespielt. Die Satzverbindung der Melodie, sagt Kallenberg, ist dem Gehör kaum wahrnehmbar; es ist ein fortwährendes Durcheinander von Tönen, wobei weder Trommel noch Gitarre dissoniren; die Schlusscadenz kommt so unerwartet als möglich, da eine eben begonnene Steigerung eher die Fortsetzung erwarten liesse. Gesang und Instrumentalmusik sind Künste, die in Japan, wie im gesammten Morgenlande, in der Regel nur von Mädchen ausgeübt werden. Diese werden stets im Spielen des Samisen, in besseren Häusern wohl auch der Koto unterrichtet. Diejenigen, welche diese Künste gewerbmässig betreiben, heissen *Geisha* und stehen dem Ansehen nach in der Mitte zwischen den zwei anderen niederen Berufsklassen, den *Yakusha* und *Jōro*, welche dem Vergnügen dienen. Sie sind Vertreterinnen nicht bloss der neun Musen, sondern auch einiger anderer Göttinnen, insbesondere der Hebe. Auch die *Chinesen* bevorzugen die Schlaginstrumente; sie haben zuerst entdeckt, dass gewisse Steine

¹⁾ Siehe Bd. XII., Seite 184.